Nr. 350|51 XXVII. Jahrgang

Donnerstag, 25. Dezember 1919

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung
mit Handels- und Industrie-Zeitung

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4

Fernsprecher 13 5 28, 13 5 38, 13 5 97, 17 1 03. Postscheckkonto: Leipzig Nr. 2050. Telegr.-Adr.: Neueste Dresden

Anzeigen: Die 32 mm breite Grundzeile kostet 90 Pf., die 81 mm breite Reklamezeile M. 3.—, mit Platzvorschrift M. 3.50. Für Stellen- oder Familien- 10 % Preisaufschlag. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Ermäßigung nach festgesetzten Sätzen. Briefgebühr 30 Pf. Anzeigen von auswärts und von unbekannten Bestellern nur gegen Vorausbezahlung. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Gewähr übernommen. Aufgabe und Abbestellung von Anzeigen durch den Fernsprecher ist unzulässig. Unsere Geschäftsstellen und auswärtigen Annahmestellen sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Auslande nehmen Anzeigen nach unseren Tarifsätzen an.

Bezugspreise: Monatlich bei freier Zustellung durch Boten M. 2.20, vierteljährlich M. 6.60. Mit der wöchentlichen Beilage „Illustrierte Neueste" 15 Pf. monatlich mehr. **Postbezug in Deutschland:** Ausg. A ohne „Illustr. Neueste" monatl. M. 2.00, vierteljährl. M. 6.00, B mit „Illustr. Neueste" „ 2.15 „ 6.45. **Postbezug im Ausland** lt. Eintragung in den Postlisten. Kreuzbandsendungen wöchentlich M. 1.80, nach dem Auslande M. 1.80. Einzelnummer wochentags 15 Pf., Sonntags (2. Ausgabe) 20 Pf.

Weihnachten 1919

Vom Reichsminister des Innern Erich Koch

Wie weit ist Deutschland in diesem Jahr davon entfernt, ein frohes Weihnachtsfest feiern zu können! Vier Jahre Kriegsweihnachten und ein Revolutionsweihnachtsfest liegen hinter uns. Während des Krieges bei aller Not immer noch die leise Hoffnung im Volke, daß ein Siegfriede von ungeahnter Größe alles wieder gutmachen werde. Im vorigen Winter in weiten Schichten des Volkes der Wunderglaube, als ob der Umsturz einem zusammengebrochenen Volke den Himmel auf Erden bescheren könne.

Die heutige Weihnacht steht unter dem Zeichen der Entsagung. In allen vernünftigeren Köpfen beginnt die Einsicht zu dämmern, daß nur ganz allmählich durch angestrengte Arbeit im Innern und durch eine würdige, aber vorsichtige Politik nach außen Deutschlands Ansehen und Glück wiederhergestellt werden kann.

Aber die Einsicht ist noch nicht allgemein. Es gibt noch immer Leute mit Wunderglauben. Wunderglauben auf der Linken bei allen denen, die jetzt nach der Verwirklichung der Demokratie dem neuen Ideal des Rätesystems nachjagen und von ihm alles erhoffen. Wunderglauben auch auf der Rechten, wo die Wiederherstellung der Monarchie als das unfehlbare Rezept angesehen wird, an dem unser Volk genesen kann. Beides ist gleich falsch und lenkt das Volk von der Erkenntnis der bitteren Wahrheit ab. Durch die Demokratie ist den unteren Schichten des Volkes wahrlich ein ausreichender Anteil an der Bestimmung des deutschen Schicksals eingeräumt. Es ist verhängnisvoll, zu glauben, daß durch das Rätesystem, dessen einziger Zweck es doch sein kann, diesen Anteil zu vergrößern, eine glücklichere Verwaltung herbeigeführt werden könnte. Und auf der andern Seite ist es ein Phantom, wenn man von der Einführung der Monarchie sich eine irgendwie grundlegende Aenderung verspricht. Der deutschnationale Führer, Abgeordneter Dr. Hergt, hat neulich erklärt, an eine Antastung des allgemeinen, gleichen und unmittelbaren Wahlrechts denke niemand. Eine vernünftige Erklärung, deren Bedeutung durch die Selbstverständlichkeit der Erkenntnis nicht abgeschwächt wird, daß es zu unvernünftig sein würde, heute mit der Abschaffung derartiger Einrichtungen zu brechen und damit den Bürgerkrieg zu entfachen. Aber wenn die Monarchie mit dem gleichen Wahlrecht arbeiten will, so wird sie sich den Parlamentarismus gefallen lassen müssen. Selbst der konservative Abgeordnete v. Delbrück hat in der Nationalversammlung anerkannt, daß wir die parlamentarische Staatsform schon vor dem Jahre 1914 gehabt hätten, wenn sich der Reichstag seiner Macht bewußt gewesen wäre. Wie kann man aber mit so maßlosen Angriffen gegen den Parlamentarismus vorgehen, wie es die Rechte heute tut, wenn man nichts andres an die Stelle zu setzen hat und setzen will? Wie kann man sich von der positiven Mitarbeit zurückhalten und sich in Deutschlands schwerster Stunde in eine grundsätzliche und heftige Opposition begeben, wenn man, zur Macht gelangt, kaum in irgendeiner Beziehung bessere Vorschläge zu einer wesentlichen Abänderung der durch die Not gebotenen Maßnahmen der Regierung zu machen haben würde?

Was uns heute not tut und wozu zu Weihnachten besonders gemahnt werden muß, ist Einigkeit und Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit. Unglückliches Volk, das auch in seiner schwersten Stunde sich nicht der Kämpfe um die Staatsform begibt, um sie in ruhigeren Zeiten auszufechten, und das sich selbst zerfleischt, anstatt sich zusammenzufinden! Sind es denn wirklich parteipolitische Aufgaben, die in den letzten Monaten gelöst worden sind und in den nächsten Monaten zu lösen sein werden? Ich sehe in erster Linie nationale Aufgaben gelöst und in der Lösung begriffen.

Dazu gehört in erster Linie die Wiederaufrichtung der Ordnung. Liegt die Zeit des vorigen Winters nicht schon weit hinter uns, in der ganz Deutschland erfüllt war von Waffengängen des Deutschen gegen den Deutschen und der Begriff des Rechtsstaates geschwunden schien? Ist es nicht ein Erfolg, daß eine Revolution, die in andern Ländern oft Jahrzehnte gedauert hat, nach einem Jahre in ruhigere Bahnen gelenkt ist? Ist es nicht bedeutungsvoll, daß der mit solchem Schrecken erwartete 7. November, der Jahrestag der russischen Revolution, dank der Maßnahmen der Regierung, aber auch dank der wiedergekehrten Besonnenheit in unserem Volke ruhig verlaufen ist? Erkennen wir es doch einmal an, wie schnell unser gutes Volk, aus dem Himmel in die Hölle gestürzt, mit Verheißungen vollgefüttert und nachher bitter enttäuscht, sich wieder zurückfindet und wie schnell unsre Soldaten, durch den Schützengraben in ihren Nerven erschüttert und in ihren Anschauungen verwirrt, wieder zu guten Staatsbürgern geworden sind. Zu Weihnachten darf man sich doch vielleicht einmal daran erinnern, daß es nicht ganz so schlimm geworden ist, wie ängstliche Gemüter es im vorigen Jahre glaubten, und daß wir in einem Volke leben, das viel zu ordnungsliebend ist, als daß es immer Scherben machen möchte, und viel zu lebenstüchtig, als daß es unitergehen könnte.

Und noch eine zweite Aufgabe ist bisher erfüllt worden. Das ist die Erhaltung der Reichseinheit. Gewiß sind dem armen Deutschland große Stücke deutschen Bodens entrissen worden, aber wir denken nicht daran, sie dauernd preiszugeben. Es wird in einer besseren Zeit gelingen, sie uns wieder zu vereinen, wenn wir nur in dem uns verbliebenen Deutschland die Reichseinheit aufrechterhalten. Wie sah es damit im vorigen Winter aus? Ueberall schien es abzubröckeln. Das schöne Bayern wurde von manchen Schwarzsehern als verloren angesehen. Die Bevölkerung der herrlichen Rheinprovinz galt manchen, die ihr fremd blieben, aber innerlich so behartliche [illegible] Gesinnung

nicht kannten, als leicht verführbar für das Besatzungsheer. Und wie tapfer hat sich überall das Reichsbewußtsein zur Wehr gesetzt! Und wie sehr ist dieses Bewußtsein dadurch gestärkt worden, daß sich das deutsche Volk von den Eifersüchteleien und Unabhängigkeitsbestrebungen seiner Dynastien befreit, eine Verfassung gegeben hat, die es fester zusammenschließt als irgendeine, unter der es je gelebt hat. Die Not wird uns in Zukunft noch enger zusammenrücken lassen. 100 Minister und 3000 Parlamentarier sind auf die Dauer für Deutschland nicht zu ertragen. Wir werden dem deutschen Einheitsstaate zielbewußt näherkommen müssen. Dahin kann man streben, auch wenn man sich von Preußenhaß ganz frei weiß und die hohen Verdienste Preußens ums Reich anerkennt. Wie die Brandenburger gute Preußen geworden sind, so werden die Preußen gute Deutsche werden können. Wir wollen uns heute zu Weihnachten freuen, daß ein enger Zusammenschluß durch die Reichsverfassung erfolgt ist, und dem weiteren Zusammenschluß ruhig und sicher entgegengehen.

Zu den weiteren Aufgaben, die zum großen Teil schon gelöst sind, gehört die Wiederbelebung der Arbeitslust. Auch hier ist es kein Wunder, wenn die lange Kriegszeit verheerend gewirkt hatte. Kann man es nicht auch verstehen, daß alle diejenigen, die durch das Hindenburg-Programm aus ihrer Heimat entwurzelt worden sind, ohne an andern Orten feste Wurzeln schlagen zu können, in dieses unordentliche Wesen mit hineingezogen sind? Wie gut, daß im letzten Jahre keine Männer am Staatsruder gesessen haben, die mit Doktor-Eisenbart-Methoden den seelischen Heilungsprozeß des Volkes in die Hand genommen haben. Auch hier bleibt noch viel zu tun. Wenn aber die Behandlung in der bisherigen Weise fortgesetzt wird, wird es gelingen. — Daran wird man sich allerdings gewöhnen müssen, daß der Arbeiter in mancher Beziehung andre Forderungen stellt als vor dem Kriege. Ohne die Versetzung sozialpolitischer Grenzpfähle geht es nach Krieg und Revolution nicht ab.

Schlimmer steht es noch mit den wirtschaftlichen und finanziellen Sorgen aus. Die ungeheuren Ausgaben des Krieges drücken auf uns. Vor uns steht der Anspruch unsrer Feinde auf Kriegsentschädigung. Dabei liegt die Wirtschaft im argen. Das alles kann uns nicht wundern. Wie oft hat man uns während des Krieges gesagt, wenn der Krieg auch nur unentschieden ausgehe, sei Deutschland wirtschaftlich verloren. Trotzdem aber müssen wir kämpfen, um wieder hoch zu kommen. Hochkommen muß zunächst als Grundlage aller weiteren wirtschaftlichen Gesundung das Finanzwesen des Staates. Das erfordert einen gewaltigen, kaum erträglichen Aderlaß an unserm Volkskapital. Daß man dabei nicht so fein säuberlich mit dem Knaben Absalom verfahren kann, wie das vor dem Kriege üblich sein konnte — und wie hat man da schon über jede neue Steuer gewimmert! —, liegt auf der Hand. Daß das Reichsnotopfer — aus dem übrigens, was vielfach unbekannt geblieben ist, vor der dritten Lesung noch die schwersten, die Kreditfähigkeit des Zahlungspflichtigen beeinträchtigenden Bestimmungen beseitigt worden sind — eine ungeheure, schwere Last bedeutet, liegt auf der Hand. Opfer sind aber während des Krieges von allen Teilen tausendfach gebracht, auch der Besitz muß sie heute bringen. Viel schwerer wiegt der Einwand, daß manche Unternehmungen ihre volkswirtschaftliche Leistung nicht mehr erzielen könnten, wenn man ihnen das Kapital entziehe. Aber wer weiß eine andre Steuer von gleich großer Bedeutung für die Gesundung der Reichsfinanzen vorzuschlagen? Und ohne eine solche kommt der Staatsbankrott. Er bedeutet aber nicht, wie viele glauben, etwa nur eine Verkürzung des Einkommens aus Staatspapieren, sondern er greift, da unsre Sparkassen, Landesversicherungsanstalten, Krankenkassen usw. mit Kriegsanleihen gesättigt sind, die Zahlungsfähigkeit dieser Einrichtungen und greift damit die Existenz der kleinsten Sparer und Rentenempfänger ebenso schwer an wie die der großen Unternehmer. Wir müssen uns sagen, daß der Krieg uns bis zur Erschöpfung angegriffen hat und daß es ohne schwere Leiden nicht abgehen wird, bis wir ihn überwunden haben.

Am schlimmsten ist die auswärtige Lage. Es ist leicht, heute der Regierung vorzuwerfen, daß sie nicht tapfer genug mit den Feinden spräche. Hat es denn schon jemals auf einen vernünftigen Menschen Eindruck gemacht, wenn jemand tapfere Worte machte, der ihnen keine tapferen Taten folgen lassen kann? So heftig uns das Blut kochen mag über die Zumutungen unsrer Feinde, über die Behandlung unsrer armen Gefangenen, über die hochmütige Art, in der sie mit uns verkehren, heute bleibt nichts andres übrig, als es schweigend oder mit würdigem Proteste zu ertragen. Dafür soll man Verständnis haben und der Regierung ihre Aufgabe nicht dadurch noch erschweren, daß man jeden Schritt, den sie zurückweicht, mit Spott verfolgt. Es gibt gegenüber den welschen Siegern keine andre Methode als die des elastischen Widerstandes.

Die Hoffnung auf bessere Zeiten ist es, die uns alle aufrechterhalten muß. Wer hätte noch Lust, für das Volk zu arbeiten, wenn er nicht hoffen dürfte? Und wir dürfen hoffen, denn unser Volk ist gut und die Weltgeschichte ist gerecht.

Der Umbau alter Kriegsschiffe

* **Danzig**, 24. Dezember. Die alten deutschen Kriegsschiffe, die zunächst zu Hafendampfern umgebaut werden sollten, werden nur abgebaut, da sich herausgestellt hat, daß sich diese Arbeit nicht mehr lohnt.

Parteiverschmelzung in Bayern

* **München**, 24. Dezember. Am Montag abend ist die Vereinigung des Bayrischen Bauernbundes mit dem von Dr. Heim gegründeten christlichen Bauernverein erfolgt.

Nach der Ueberreichung der Antwortnote

+ **Berlin**, 24. Dezember. (Eigener Drahtbericht.) Bei den Verhandlungen unserer Vertreter mit denen der Entente in Paris wegen der Auslieferung der verlangten 400 000 Tonnen Docks, Bagger und Krane usw. als Ersatz für die versenkte Flotte in Scapa Flow hatte man bisher den Eindruck, als ob den von uns gemachten Gegenvorschlägen in weitestgehendem Maße Rechnung getragen werden würde. Man erklärt auf feindlicher Seite, daß man die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Deutschlands wohl verstehe und sich bemühen werde, die Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Nach die Aeußerungen der Pariser Presse hatten den Anschein, daß man sich herbeilassen würde, unsre Vorschläge anzunehmen, die darauf hinausliefen, daß

1. die Gesamtforderung bedeutend herabgesetzt und
2. nur ein Teil des vorhandenen Materials abgeliefert werde, während der Rest durch Neubauten ersetzt werden soll.

Dieser Ausweg, der von der Mehrzahl der Pariser Blätter beifällig aufgenommen wurde, fand aber in der nationalistischen Presse schärfste Gegnerschaft. Im Verein mit den Engländern, bei denen diese Vorschläge wenig Sympathie erweckten, zumal ja auch England außerordentliche Schiffsverluste gehabt hat und unser Dockmaterial nur zu gern für sich in Anspruch nehmen würde, inszenierte jene Presse eine nationalistische Hetze, die auch allem Anschein nach nicht ohne Erfolg geblieben ist. Zweifellos hat die von Clemenceau unserm Vertreter gestern überreichte Note sich in einer für uns schwerwiegenden Weise ausgesprochen, so daß es Herr v. Lersner zunächst für notwendig hielt, sich mit den Berliner verantwortlichen Stellen persönlich ins Einvernehmen zu setzen, ehe er die darin enthaltenen Forderungen annehmen könne.

Dieser Entschluß, von dem Freiherr v. Lersner bereits den Vertreter der Entente, Dutasta, verständigt hatte, wurde aus bis jetzt noch unbekannten Gründen wiederaufgegeben und beschlossen, daß v. Lersner und v. Simson in Paris bleiben, während nur die Sachverständigen nach Berlin abreisten, da ihre Aufgabe für den Augenblick erledigt war. Hierüber und über den Stand der Verhandlungen unterrichten noch die folgenden Telegramme:

× **Paris**, 24. Dezember. **Freiherr v. Lersner stattete gestern nachmittag Dutasta einen Besuch ab und teilte ihm mit, daß er seiner Absicht, am Abend abzureisen, nicht Folge gebe, ebensowenig wie Herr v. Simson.**

⊕ **Berlin**, 24. Dezember. (Eig. Drahtbericht.) **Nach den jetzt eingegangenen Nachrichten aus Paris rechnet man in den Berliner amtlichen Stellen noch mit einer achttägigen Dauer der Ratifikations-Besprechungen in Paris. Die deutsche Delegation kehrt voraussichtlich am Sonnabend nach Paris zurück.**

⊕ **Basel**, 24. Dezember. (Eig. Drahtbericht.) **Die Sperrmaßnahmen an der französischen und elsässischen Grenze sind in der Sonntagnacht aufgehoben worden. Die „Straßburger Neue Zeitung" läßt sich aus Paris melden, daß die Deutschen die wichtigsten Forderungen der Alliierten nach fruchtlosen Abschwächungsversuchen angenommen haben.**

* **Basel**, 24. Dezember. Nach einem Pariser Telegramm der „Nationalzeitung" nehmen französische Kreise an, daß die deutsche Delegation ihre Regierung um neue Instruktionen ersuchen wird und daß infolgedessen die Schlußzeremonie erst Anfang Januar stattfinden könne.

⊕ **Rotterdam**, 24. Dezember. (Eigener Drahtbericht.) **Die „Times" melden aus Paris: Man rechnet mit den Beratungen über das Neujahr hinaus. Bis jetzt zeigte sich kein Abweichen der Alliierten von den an Deutschland gestellten Forderungen. — Reuter meldet aus Paris: Von den Beratungen mit den deutschen Delegationen wurden diejenigen Bestimmungen des Friedensvertrags, die bereits unterschrieben vorliegen, von den Besprechungen ausgenommen. Dazu gehört die Wiedergutmachungs- und die Auslieferungs-Frage. Es wurden Verhandlungen mit den Deutschen lediglich in den Punkten zugestanden, die im Versailler Vertrag unberührt geblieben sind.**

Aus der verfrühten Nachricht, daß Freiherr v. Lersner nach der Ueberreichung der Note Paris wieder verlassen habe, zogen einige Hetzblätter der Entente sofort wieder den Schluß, daß alle Forderungen auf Milderung der letzten Bestimmungen abgelehnt worden seien. Diese vollkommene Ablehnung jeden Nachgebens scheint aber mehr dem Wunsch dieser Blätter als den Tatsachen zu entsprechen, denn die Agence Havas meldet u. a., daß Dutasta bei seiner Mitteilung an Herrn v. Lersner hervorgehoben hat, daß die Alliierten Verständnis für die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Deutschlands zeigten und auch den Wunsch hegten, diesen Rechnung zu tragen. Der Generalsekretär der Konferenz machte ferner den Chef der deutschen Delegation darauf aufmerksam, daß im Falle des Nachweises einer irrigen Einschätzung des gegenwärtig im Besitze Deutschlands befindlichen Materials, auf welcher die Forderungen der Alliierten sich gründeten, diese Ansprüche entsprechend ermäßigt werden.

Gegen eine unerbittliche Unnachgiebigkeit in den zur Verhandlung stehenden Fragen spricht zum Teil auch der plötzlich geänderte Ton der Pariser Presse, die zu glauben scheint, sie könne zu kurz kommen, wenn sie bei dem entgegenkommenderen Ton der letzten Tage verharren würde. Gestern fand sie noch den deutschen Standpunkt annehmbar, heute ist sie wieder gereizt und gehässig und kann nicht genug von uns erpressen. Besonders wird mit aller Drinalichkeit gefordert, daß die Ablieferung der geforderten fünf deutschen Kreuzer sofort erfolgt. Man führt aus, daß die von Deutschland angeführten Gründe nicht stichhaltig genug seien. Die deutschen Küsten- und Hoheitsgewässer könnten auch durch alte, außer Dienst gestellte Kriegsschiffe beaufsichtigt und geschützt werden. Die „Humanité" dagegen lehnt sich gegen eine vollkommene wirtschaftliche Ruinierung Deutschlands auf, die von allerschwersten Folgen für die Entente sein könnte.

Amerikanische Reise

Von Colin Ross

Um Wege zur Wiederaufrichtung Deutschlands zu gehen, müssen wir u. a. genauest erkunden über die Möglichkeiten, die für Deutschland sich in Südamerika bieten. Vor allem in Argentinien. Deshalb haben sich einige deutsche Zeitungen entschlossen, den bekannten Schriftsteller Dr. Colin Roß dorthin zu entsenden. Dr. Roß hat sich Ende Oktober auf der „Frisia" in Amsterdam eingeschifft und ist am 25. November in Buenos Aires gelandet. Er beabsichtigt, etwa drei Monate in Buenos Aires zu bleiben und von dort die deutschen Ansiedelungen in Argentinien zu besuchen. Seinen weiteren Reiseweg plant Dr. Roß nach Uruguay, Chile, Bolivien, Peru, Ecuador und Brasilien, um sich zuletzt nach Panama zu begeben. Wir veröffentlichen heute seinen ersten Reisebrief.

Die Redaktion.

I.

Deutsche Auswanderer im Atlant

An Bord S. S. „Frisia", 11. November 1919

Ohne die Flügel zu rühren, einem Kampfeindecker gleich, zog der erste landkündende Albatros seine Kreise über dem Schiff. Dann tauchen schwarze Zacken aus dem horizontweiten Blau: St. Paulsfels. Seit Tagen, seit wir die Kapverdischen Inseln passiert, das erste Land. Land? — Ein Fels, eine Felsnadel! Mitten im Ozean steigt sie senkrecht aus kilometertiefer See.

Schnurgerade hält der Dampfer auf sie zu, als wolle er sie rammen. Im letzten Augenblick biegt er fast im rechten Winkel ab. Eine Rakete steigt zischend hoch, gleichzeitig schrillt die Dampfsirene. Schwärme von Wasservögeln schwirren auf.

An der Reling drängen sich die Passagiere. — Einer erzählt: „Dutzende von Schiffen stranden jedes Jahr an dem Fels." — „Bei den Möwen haust ein alter Mann mit seiner Tochter."

Wer bereits mehr als vierzehn Tage auf menschenüberladenem Schiff fahren mußte, dem erscheint solch Los fast beneidenswert. — Drangvolle Enge in allen Klassen, das letzte Plätzchen besetzt. Gute Konjunktur für den Holländischen Lloyd. Unten im Zwischendeck aber hausen sich Männer, Frauen und Kinder, fast Leib an Leib. Wie in einen Ameisenhaufen sieht man vom Kajütsdeck hinunter. Und blonde Köpfe, deutsche Gesichter, deutsche Worte. Das rückwärtige Zwischendeck ist fast ganz von Deutschen besetzt. Mancher ist darunter, der vor dem Kriege erster Klasse fuhr. Heute fahren in der ersten Klasse neben den Ausländern fast nur solche Deutsche, die ein Auslandsguthaben von dem Jammer der deutschen Valuta unabhängig macht. Ja, wir sind arm geworden.

„Ich kann den Blick nicht von euch wenden — — —"
Immer wieder kommen mir die alten Verse in den Sinn. Das Rad der Weltgeschichte ist zurückgedreht. Wir exportieren wieder Menschen. Man könnte meinen, in die vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückversetzt zu sein, in denen der breite Strom deutscher Auswanderer über den Ozean zog, mit seinem Blut und Schweiß fremde Kulturen zu düngen.

Die Möwen bleiben zurück. Langsam verdämmert der einsame Fels. Entschlossene, sehnsüchtige, zukunftsbange Blicke hängen daran. Manch einer wird in der Woge fremden Volkstums, dessen Art und Sprache er nicht kennt, einsam sein, wie der imaginäre Alte auf dem Riff. Wenig Arbeiter sieht man im Zwischendeck, aber viel ehemalige Offiziere und Seeleute und wurzellos gewordene Intelligenz. Und die sollen jetzt mit ihren, körperliche Arbeit ungewohnten Händen die Konkurrenz mit den auf primitiver Kulturstufe stehenden italienischen und spanischen Auswanderern und Saisonarbeitern aufnehmen.

Die alten erfahrenen Argentinier und Brasilianer, die jetzt in ihre überseeische Heimat zurückkehren, schütteln den Kopf: „Wer durchhält, mag vorankommen, aber 90 Prozent von dem, was jetzt hinüberfährt, geht zugrunde."

Die auf das fremde Land alles als auf die letzte Karte gesetzt haben, lassen sich nicht irre machen. „So schlecht wird es nicht sein; zum mindesten: wir werden unter den restlichen zehn Prozent sein."

Sie lassen sich nicht unterkriegen. Heute schon gar nicht. Heute geht's über den Aequator. Taufe gibt es nicht mehr. Sie paßt auch nicht mehr in unsre Zeiten. Und dann, die zahllosen fremden Nationen, die auf dem Schiff fahren. Die Gelegenheit zu Reibungen wäre zu groß. Aber seine eigene Feier läßt sich das Zwischendeck nicht nehmen.

Die scharfe Linie, die Meer und Himmel schied, ist verschwunden. Das Auge sieht in eine einzige, fast greifbare Finsternis. Nur die weißen Schaumkronen, die der Bug des Schiffes aufreißt, leuchten in gespenstischer Blässe über den schwarzen Wellen.

Aus dem Zwischendeck tönen Geigen und Mandolinen. Unter dem Sonnensegel brütet noch die Hitze des Tages. Um die kleine improvisierte Bühne ist eine Reihe Liegestühle aufgestellt: die vornehmen Parkettplätze. Dahinter sieht man in dem ungewissen Licht der wenigen elektrischen Lampen nur eine ununterscheidbare Menge von Köpfen. Ein groteskes Bild.

Ein Wiener Vorstadtsänger macht den Konferenzier. Ein U-Boots-Kommandant hält die Aequatorrede. Dann wechseln Vorträge, Couplets und Mimik. Und unermüdlich fiedelt die ad hoc zusammengestellte Kapelle. Ohne Proben, ohne Noten spielt sie, was Konferenzier und Vortragende verlangen. Ein ungarischer Zigeuner macht den Kapellmeister. Die brennende Zigarre kommt ihm dabei, während er mit Verve den Bogen führt und mit dem ganzen Körper den Takt angibt, nicht aus dem Munde. Neben ihm geigen brav und ernst die eben erst aus dem Kadettenkorps ausgetretenen Söhne der adeligen Offizierswitwe, die in Deutschland Hab und Gut verkaufte, um in Paraguay für sich und ihre Jungens eine neue Existenz zu suchen. „Was sollte ich anders tun", meinte sie, „seit Jahrhunderten gab es in meiner und meines Mannes Familie nur Offiziere."

Ein neuer Redner ist auf das Podium getreten. Das Lachen und Scherzen ist verstummt. In lautlose Stille fallen die Worte: „Wir wollen die Heimat im Herzen tragen, immer und immer." Dann fiedeln die Geigen: „Muß i denn, muß i denn ..." und „In der Heimat, in der Heimat ..." Eine Saite reißt und gibt weben Klang.

Auf dem Achterdeck ist Ball der Kajütspassagiere. Vorn im Schatten des Windsegels stellen die fünf französischen Kokotten bei Sekt mit ein paar internationalen Schiebergestalten, die zwischen Argentinien und Deutschland hin- und herfahren wie unsre kleinen deut-